

Ergebnisprotoll

2. Berliner Gespräch, Schloss Blankensee, 28./29. Juni 2002

Wissenschaftsdialog am Beispiel Klimaforschung

Befunde, Visionen und Ideenwerkstätten

Das 2. Berliner Gespräch war gekennzeichnet von sehr lebhaften Diskussionen, sowohl im Plenum wie auch in den Ideenwerkstätten und brachte eine Fülle von konkrete Anregungen hervor, die im folgenden in aller gebotenen Kürze wiedergegeben werden sollen.

So wurden zunächst die für einen gelungenen Dialog notwendigen **Bewusstseinsveränderungen** identifiziert:

Für eine erfolgreichen Dialog über Wissenschaft muss vor allem die Einbahnstraße der wissenschaftliche Öffentlichkeitsarbeit in beide Richtungen durchlässig werden.

Dazu bedarf es einerseits verstärkt einer „Kultur des Fragens“: Bürger sollten die Möglichkeit erhalten, ihre Fragen zu artikulieren. Andererseits müssen auch Orte des Dialogs geschaffen werden, an denen sich beide Seiten „repressionsfrei“ begegnen können. Insbesondere Wissenschaftler dürfen nicht das Gefühl haben, dass ihnen ihr Engagement in der Öffentlichkeit von den Fachkollegen negativ ausgelegt wird. Ihnen müssen im Gegenteil konkrete Anreize für dieses Engagement geboten werden.

Wichtig scheint für die Zukunft des Wissenschaftsdialogs eine Schärfung der Zielvorstellungen: In welcher Situation und aus welchem Grund soll welche Gruppe der Öffentlichkeit angesprochen werden – und welche Erwartungen stehen dort denen der Forscher gegenüber?

Viele Bürger erwarten von der Wissenschaft gesicherte Erkenntnisse – bekommen aber oft eher neue Fragen und Differenzierungen präsentiert. Woran es in der öffentlichen Debatte heute oft fehlt, ist ein Verständnis für die Unsicherheit in der Wissenschaft, oder grundsätzlicher: für die Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens wie wissenschaftlicher Theoriebildung.

Kinder in Kindergarten und Schule wiederum – die häufig ein starkes Interesse an wissenschaftlichen Fragen mitbringen – interessieren sich nicht nur für Fakten, sondern auch für die menschliche Seite der Forschung. Ihnen sollte man die Begeisterung und das Verständnis für wissenschaftliche Methoden nahebringen. Wichtig ist dabei vor allem, die Frühförderung von Kindern in Vor- und Grundschule deutlich zu verstärken.

(Hartmut Grassl weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass – trotz aller Kritik – die Breitenwirkung von Wissenschaft, insbesondere der Klimaforschung in Deutschland schon heute besser ist als in vielen anderen Ländern.)

Um die Breitenwirkung noch weiter zu verbessern, sind die **Nahtstellen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit** von besonderer Bedeutung.

So ist zum Beispiel die Öffentlichkeitsarbeit vieler wissenschaftlichen Institutionen stark verbesserungswürdig. Die dafür zuständigen Forscher (oder PR-Spezialisten) sollten in die Lage versetzt werden, ihre Arbeit professionell zu machen: Sie benötigen einerseits Kenntnis der wissenschaftlichen Inhalte, andererseits sollten sie auch über die Bedingungen in den Medien Bescheid wissen („Profi statt Prof“). Zusätzlich sollten die Wissenschaftler auf die Begegnung mit Medien vorbereitet werden und die Zweisprachigkeit üben (Fachchinesisch und Deutsch).

Zu einer besseren Öffentlichkeitsarbeit gehört auch ein entsprechendes „Standing“ der Öffentlichkeitsarbeiter innerhalb des Instituts. Während in der Wirtschaft (Bsp. Münchner Rückversicherung) der PR-Experte das öffentliche Auftreten der wissenschaftlichen Fachleute kontrolliert, ist es in der Wissenschaft eher umgekehrt.

Auch der Zugang zu Wissen ist in Deutschland noch verbesserungswürdig, wie der Blick ins Ausland zeigt. So gibt es wenig aktuelle Infodienste, die professionell gemacht sind (der „idw“ ist häufig zu wenig sortiert). Und auch der Dialog innerhalb der Wissenschaft/Transdisziplinarität ist hierzulande unterentwickelt.

Konkrete Anregungen aus den Ideenwerkstätten

1. Innerhalb der Wissenschaft

müssen mehr Anreize für Wissenschaftler geschaffen werden: Die Dialogfähigkeit sollte etwa als Qualifikationskriterium bei Berufungsverhandlungen gewertet werden, auch die öffentliche Anerkennung (z.B. über besondere Auszeichnungen wie Preise etc.) ist zu fördern, wie es die PUSH-Initiative des Stifterverbandes ja bereits erfolgreich versucht.

2. Zwischen den Disziplinen bzw. an den Schnittstellen zur Öffentlichkeit

brauchen wir mehr repressionsfreie Räume in der Kommunikation. Dazu gehört, dass die Teilnehmer ihre (häufig vorhandene) Angst vor dem Falsch/Richtig-Denken aufgeben (Motto: „Bevor ich was falsches sage, sage ich nichts“); dass sich die Forscher trauen, tradierte Hierarchien aufzubrechen und sich auch als anfassbare Personen präsentieren („mehr Hemdsärmeligkeit/Buddy-Effekt“)

Dazu braucht es weniger Podiumsvorträge/-diskussionen, sondern eher die Wiederbelebung kleinerer Formen wie Salons oder Kamingespräche; Anlässe wie die „Teegespräche“ in Hamburg oder die Konstanzer Vorträge mit Gemüsesuppe; und natürlich auch Netzwerke, die die darin gemachten Erfahrungen zusammenführen und anderen Interessenten zur Verfügung stellen.

Denkbar wäre auch, geeignete Wissenschaftler aus bestimmten Fächern für eine befristete Zeit mit „Öffentlichkeitsarbeit“ zu beauftragen. Das allerdings setzt voraus, dass diese Aufgabe in der scientific community anerkannt wird.

3. Bei der Wissenschaftsvermittlung

sollte man beachten, dass wissenschaftliche Ergebnisse und Erkenntnisse oft erst kontextualisiert/visualisiert/ästhetisiert/personalisiert werden müssen und Fakten zum besseren Verständnis eingebettet werden sollten in eine „Erzählung“ (z.B. über das „Raumschiff Erde“). Eben diese Vermittlung müssen Forscher wie Öffentlichkeitsarbeiter erst einmal lernen. Dazu bedarf es entsprechender Fortbildungsangebote.

Wichtig wäre auch, Leitlinien für die Vermittlung bzw. Außenwirkung von Wissenschaft zu entwickeln, ähnlich wie es die Royal Society tut (siehe: www.royalsoc.ac.uk/files/statfiles/document-105.pdf). Solche Handreichungen für Forscher sind vor allem in der Krisenkommunikation von großer Bedeutung.

4. Gezielte Grenzgänge / Vermischung der Vermittlungsformen

sind zu fördern. Dazu gibt es mittlerweile eine Vielzahl von Beispielen. Dazu müssen immer wieder die Grenzen zwischen den Institutionen überwunden werden. Entsprechende Anstrengungen könnten etwa bei der Evaluation von Forschungsinstituten berücksichtigt werden (Kinderuniversität Tübingen, NaT-working-Projekt zur Zusammenarbeit von Wissenschaftlern und Schulen, ehrenamtliche Mitarbeit von Wissenschaftlern in Verbänden analog dem Vivendi-Konzept, Bürgerforen, etc.).

Doch diese funktionieren nur, wenn die Beteiligten das Gefühl haben, dass sie auch etwas verändern können – und sie setzen meist einen gewissen Anreiz .

Abschließend ist festzustellen, dass es bereits viele positive Beispiele und Projekte gibt – allerdings müssen sie verbreitert und besser verknüpft werden. Das hieße auch, dass Stiftungen nicht immer nur neue, sondern auch bewährte Projekte fördern sollten.

Und: Es muss ein Ort oder eine Institution geschaffen werden, die Informationen über Projekte sammelt, auswertet und den Erfahrungsaustausch unter den Beteiligten fördert (denn daran hapert es häufig).

Just dies könnte eine Aufgabe für die beteiligten Stiftungen sein, bzw. den Rahmen eines 3. Berliner Gesprächs bilden.

Ulrich Schnabel/Andreas Sentker